

Der arme Jakob.

Geschichte aus der französischen Revolutionzeit, von H. W.

In dem Königreiche Bayern am Fuße des Thurnberges liegt der kleine Flecken Albersweiler. Hier lebte vor vielen Jahren ein braver Schullehrer, namens Gruber. Er hatte weder Weib noch Kind. Und wenn er nun so aus dem munteren Hantieren seiner fröhlichen Schützlinge in sein einsames Stübchen kam, wurde es ihm oft sehr wehe um das Herz, daß er niemand um sich hatte, den er liebte und von dem er derzeitig wieder treue und dankbare Liebe hoffen konnte. Doch er war schon über die fünfzig Jahre hinaus und mußte sich nun dem Alter ergeben, auch die übrige Zeit seines Lebens einsam und allein dahin zu gehen. Aber das Schicksal hatte es anders beschaffen, als der wackere Mann in seinem Sinn es gedacht hatte.

Eines Tages, es war im Oktober 1782, sah Gruber nach dem Schluß der Raumnachtschule vor seiner Haustür. Da kam eine arme Frau die Dorfstraße herauf und sah ihn um ein kleines Almosen für sich und ihre Kinder. Sie war in armen Lumpen gekleidet, Graß und Sorge sprangen aus ihrem abgemagerten Gesicht. Auf dem Rücken trug sie ein Kind, das seine kleinen Armechen um ihren Hals geschlungen hatte. An jeder Hand führte sie einen Knaben, ebenso armüthig und dürftig gekleidet, wie die Mutter. Der eine der beiden Knaben hielt dem Schullehrer die Hand. Er hatte eine gesunde, blühende Gesichtsfarbe. Fröhliches Leben leuchtete aus seinen glänzenden Augen. Blonde Locken ringelten sich um sein freundliches und heiliges Angesicht.

„Wie heißt der Knabe?“ fragte der Schullehrer, indem er ihn lieblosend bei der Hand faßte.

„Jakob heißt er!“ antwortete die Mutter.

„Und wie alt ist er?“ fragte Gruber weiter.

„Er ist sieben Jahr gewesen“, sprach die Frau.

Wehr im Schmerz als im Ernst sprach der Lehrer nun zu der Mutter: „Zieh komm mit dem kleinen Knaben mit.“

„D sehr gern!“ antwortete die Mutter schnell; „es kann mir nur lieb sein, wenn ich einen unruhigen Vorkämpfer weniger habe.“

Die Gleichgültigkeit, womit die Mutter sich augenblicklich bereit erklärte, dem fremden Knaben eines ihrer Kinder zu überlassen, schätzte Gruber durch das Herz. Er sah ein, daß es ein gutes Werk wäre, den Knaben seiner gefühlvollen Mutter zu entreißen. Dazu hatte er den kleinen herzlich lieb gewonnen und fragte ihn jetzt als Gruber: „Sör, mein kleiner Jakob, wirst du bei mir bleiben, bei mir essen und trinken und schlafen und etwas Lustiges lernen?“

„Ja!“ antwortete der Knabe, und seine Augen glänzten dabei vor lauter Lust und Freude.

„Wirst du aber auch nicht traurig sein“, fuhr Gruber fort, „wenn meine Mutter und Geschwister fortgehen und dich ganz allein hier lassen?“

„Nein, nein“, versicherte der kleine und schmeigte sich bei diesen Worten so herzlich und vertrauensvoll an den Lehrer, daß diesem nur erst recht warm um das Herz wurde. Es dauerte nicht lange, so war die Sache ad gemacht. Das Weib ging mit ihren zwei Kindern ruhig des Weges weiter. Gruber aber behielt den kleinen Jakob bei sich und führte ihn fröhlich in sein Hauschen. Die Mutter hatte bei dem Abschiede noch versprochen, dann und wann wieder herzukommen und sich nach ihrem Kinde zu erkundigen.

So war denn der wackere Schullehrer noch auf seine alten Tage ein Vater geworden. Und er hatte seine Herzensfreude an dem kleinen Jakob, der ihn ebenfalls von Tag zu Tag immer lieber gewann und sich mit zärtlicher Dankbarkeit an ihn angeschlossen.

In der Schule wurde er bald sein anerkannter und fleißigster Schüler. Er begriff alles sehr schnell und lernte mit so großer Begeisterung, daß er seine Mitschüler bald überholte und bestänzte. Dabei hatte der Knabe ein munteres, fröhliches und offenes Gemüth, ohne jegliche Spur von Falschheit und Verschlingung. Auf allen Spaziergängen ward er seines Pflegevaters treuer Begleiter und verkürzte ihm durch seine Plausereien den Weg. Und dabei in dem kleinen Stübchen des Schullehrers war es noch einmal so traulich und gemüthlich als sonst. Ein Jahr nach dem andern verging. Vater und Sohn schlossen sich von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr immer inniger und zärtlicher aneinander.

Als Jakob konfirmiert wurde, hatte er sich in der Schule und durch den fortwährenden Umgang mit seinem Pflegevater einen reichen Schatz

von Kenntnissen erworben. Er, der einst ein ruher Bettelknabe gewesen war, wurde jetzt von vielen Eltern ihren Kindern als ein Muster vor die Augen gestellt, und von manchen seiner Schulkameraden aus diesem Grunde beneidet. Aber das Beste war, daß er bei alle dem begehenden und demüthig blieb und sich nicht über seine Mitschüler erhob. Er schloß sich immer inniger an seinen Pflegevater an. Dazu trug auch der Umstand bei, daß sich von seiner Mutter nie wieder die geringste Spur gezeigt hatte. Sie kam nicht, um nach ihrem Sohne sich zu erkundigen, wie sie es dereinst versprochen hatte. Sie war und blieb mit ihren übrigen Kindern für Gruber und seinen Jakob verschollen.

Der alte Schullehrer überlegte nach der Konfirmation seines Pflegeknaben, welchen Beruf er ihn erlernen lassen sollte. Es wäre ihm am liebsten gewesen, wenn sein lieber Jakob ein wackerer Schullehrer hätte werden können. Denn Gruber hielt gar viel von seinem Stande und Berufe. Auch hatte der Knabe so viel gelernt, daß Gruber wohl die Hoffnung haben konnte, einen tüchtigen Schullehrer in ihm heranzuwachsen zu sehen. Er überlegte, wie er es bei seinem geringen Einkommen möglich machen könne, diesen seinen Herzenswunsch zu erfüllen. Da wurde ihm durch den Pfarrer des Ortes ein Anerbieten gemacht, das ihn anfanglich nicht geringem Verdruß erfüllte. Eine benachbarte Herrschaft suchte einen Bedienten, und der Pfarrer hatte seinen Jakob dazu empfohlen. Die Herrschaft war willig, ihn darauf hin in den Dienst zu nehmen, und ließ dem Pflegevater dies Anerbieten mittheilen.

Gruber kämpfte zuerst keinen kleinen und geringen Kampf, als ihm der Pfarrer diesen Vorschlag machte. Es war ihm sehr schwer und schmerzhaft, seinem langjährig geliebten Knaben die Erlaubnis zu ertheilen. Er meinte zugleich, daß sein Jakob sich nicht dazu die schonen Kenntnisse erworben hatte, um sich als ein Bedienter sein tägliches Brot zu verdienen. Es war wunderbar, daß die Herrschaft gerade jetzt einen Diener suchte, und daß der Pfarrer gerade seinen Pflegeknaben dazu vorgeschlagen und empfohlen hatte. „Wie?“ rief der alte Schullehrer erstaunt, „du wolltest wirklich ein Bedienter werden?“

„D gern!“ antwortete Jakob. „Der arme Bettelknabe muß Gott von ganzem Herzen danken, daß er ihm das Vertrauen fremder Menschen erworben hat. Und da wir einander mit den Gaben dienen sollen, die ein jeglicher empfangen hat, warum sollte ich nicht gern und freudig einer Herrschaft dienen?“

„Aber deine Bildung, deine Kenntnisse?“ fragte Gruber weiter.

„Es ist damit nicht so weit her, lieber Vater, als du meinst“, sprach lächelnd sein Pflegeknabe. „Und wenn ich wirklich etwas gelernt hätte, so kann ich es auch als Diener gebrauchen und zum Nutzen anderer verwenden.“

Nun, Jakob war entschlossen, die angebotene Stelle unter allen Umständen anzunehmen. Der Pflegevater wagte nun nicht mehr zu widerstreben. Nicht lange darauf verließ der fünfzehnjährige Knabe das Schutzhäus und den Wohlthäter seiner Kindheit, um seinen Dienst bei der Herrschaft anzutreten. Dem alten Gruber wurde sein Stübchen jetzt noch viel einsamer, als es ihm vor der Aufnahme seines Pflegeknaben gewesen war. Er konnte sich lange nicht in die Trennung von dem kleinen Lieblinge seines Herzens finden, und manche lange Stunde kam über den alten, sich jetzt so verlassen fühlenden Mann. Sein Trost und seine Freude waren die Briefe, die Jakob häufig an seinen Pflegevater schrieb, und die so recht ein Spiegel seines treuen und dankbaren Herzens waren. Dazu kam denn auch manchmal an einem Sonntage, wenn die Herrschaft es erlaubt hatte, ein Besuch Jakobs, der das kleine Stübchen im Schutzhäus wieder mit Glück und Freude erfüllte. Zugleich erfuhr Gruber durch den Pfarrer, daß die Herrschaft mit seinem Pflegeknaben ganz und gar zufrieden war, und daß sie seinen Fleiß und seine Treue erkannte und lobte.

Auf diese Weise war der Juni des Jahres 1789 herangefahren. Jakobs Herrschaft beidseitig, ihre andern Güter, die auf dem linken Rheinufer gelegen waren, zu besuchen und dort den Sommer über zu verweilen. Natürlich mußte Jakob auf dieser Reise be begleiten. Dem alten Gruber fiel die neue und lan-

ge Trennung von dem geliebten Sohne doppelt schwer. Es sollten ja Wochen und Monate vergehen, ehe er ihn wieder sehen und in seine Arme schliefen konnte. Vater und Sohn nahmen einen herzlichen und zärtlichen Abschied von einander und verabschiedeten sich gegenseitig auf das Wiedersehen im Herbst. Jakob reiste mit seiner Herrschaft ab. Gegen das Ende des Oktobermonats kehrte die Herrschaft wieder nach Bayern und in die Nähe von Albersweiler zurück. Aber Jakob kam nicht mit ihr zurück in die Heimat. Er hatte von seinem Herrn eines Morgens den Auftrag erhalten, nach einem benachbarten Orte zu gehen und eine befreundete Familie zu einem kleinen Feste einzuladen. Er hatte mit dem ihm zur Bestellung übergebenen Briefe, der die Einladung enthielt, das Haus verlassen; aber er war weder an diesem noch an den folgenden Tagen zurückgekehrt. Auf die eingezogenen Erkundigungen erfuhr man, daß er den Brief nicht abgegeben hatte. Jede Spur des treuen Dieners war unerkennbar verschwunden. Niemand konnte sagen, wo er geblieben und was aus ihm geworden war. In Frankreich war in jenen Tagen die Revolution ausgebrochen. Das empörte Volk hatte die Bastille, das alte Gefängnis, erobert und zerstört, hatte seinen König und dessen Familie mit Gewalt von Versailles in die Hauptstadt zurückgeführt. Aufruhr und Empörung hatten von Tag zu Tag immer frecher ihre Haupt erhoben. Die Revolution wüthete in dem unglücklichen Lande und brachte Laufende in das Gefängnis und auf das Blutgerüst. Der alte Gruber konnte sich zuletzt nicht länger verbergen, daß sein geliebter Pflegeknabe in die Hände der wilden Revolutionäre gefallen war. Er konnte nicht mehr am Leben sein, da er sonst gewiß unter allen Umständen ihm irgend eine Nachricht hätte zukommen lassen. Es war nicht anders möglich, als daß Jakob in Frankreich als ein Opfer der grimmigen und mörderischen Revolution gefallen war. Das Glück und die Freude seines Alters war nun für immer dahin. Der brave, fromme Schullehrer sah einsam in seinem Stübchen und grünte sich über den Verlust des Pflegeknaben, der seines Herzens Sonne gewesen war.

2.

Ein Jahr nach dem andern verging. Vierzehn Jahre waren seit dem geheimnißvollen Verschwinden des armen Jakob verstrichen. Der König und die Königin von Frankreich hatten vor der Wut eines verführten und verblendeten Volkes ihr Leben auf dem Blutgerüst lassen müssen. Die Revolution hatte das unglückliche Land in immer neue Bürgerkriege gerissen. Feuer und Schwert wütheten in seinen Städten und Dörfern. Laufende und Abertausende seiner armen Bewohner waren in das Ausland und in die Verbannung gegangen; ebenso viele waren in den Gefängnissen verhaftet, eine noch größere Zahl war in den Schredensstätten getödtet worden. Endlich hatte Napoleon Bonaparte die Herrschaft des Landes in seine Hände genommen und der Revolution mit hartem Arm ein Ende gemacht. Aber er strebte nur dahin, seine Macht und seinen Ruhm auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrößern. Als er am 2. Dezember 1804 zum Kaiser von Frankreich gekrönt worden war, erklärte er England und Oesterreich den Krieg.

Es war im Jahre 1805, als die französischen Heere durch Bayern hindurch gegen Oesterreich zogen. Auch die Gegend, in der der Flecken Albersweiler liegt, litt in jenen Tagen ungemein durch die Durchmärsche des feindlichen Heeres, noch mehr aber durch die herumziehenden wilden Horden, die den Soldaten folgten. Sie raubten über die wehrlosen Bürger und Bauern her und raubten und plünderten, was sie konnten und wo sie etwas fanden. Auch Albersweiler war durch eine solche Bande ganz und gar geplündert worden, als zum Schrecken seiner Bewohner eine neue Heeresabtheilung herankam und durch den Flecken zog.

Der alte, brave Schullehrer Gruber lebte noch, obwohl ihm der Gram um seinen geliebten Pflegeknaben tief gebeugt hatte. Das Jahr 1805 war eben so für ihn, wie für viele seiner Landsleute, ein Jahr der Trauer und des schmerzhaftesten Verlustes geworden. Die unbarmherzigen Feinde hatten sein kleines Häuschen ganz und gar geplündert. Was ihnen nur irgend gefiel, und was sie gebrauchen konnten, das hatten sie mitgenommen. In ihrer Wut darüber, daß sie bei dem armen Schullehrer keine Schätze fanden, hatten sie in seinem Hause mit grauem Hand alles, was sie nicht mit sich nehmen konnten, zertrümmert und zerstört. Der arme Gruber hatte sein ganzes kleines Eigentum verloren und nur noch die traurige Aussicht vor sich, auf seine alten Tage das tägliche Brot sich erbetteln

zu müssen. So sah er eines Tages einsam in seinem Stübchen. Auf einmal entsetzt in dem Orte Lärm und wildes Geschrei. Er stieß auf und tritt an das Fenster. Da sieht er, wie die Bewohner aus den Häusern und über die Straße fliehen. Jammer und Weinen von Kindern, laute Klagen der Frauen und Mädchen dringen zu seinen Ohren. Ein Bataillon französischer Soldaten ist toben wieder in Albersweiler eingedrungen und sucht in den Häusern nach Raub und Beute. Der arme Schullehrer jactet seine Hände, blickt zum Himmel hinauf und setzt zu dem Helfer in aller Not, daß er sich doch über ihn und seine Landsleute erbarmen und der Not ein Ende machen wolle. Da wird seine Stubentür plötzlich aufgerissen. Eine Horde von zehn bis fünfzehn Soldaten stürzt herein und tobend herein. Sie reden eine fremde Sprache, die er nicht versteht. Aber er errät bald, daß sie Lebensmittel und Getränke, Weid und Notharbeiten von ihm verlangen. Der arme, alte Mann zeigt auf seine leeren Hände, öffnet alle Türen und Thüren seiner Stomodden und Schränke und will den Soldaten dadurch bedeuten, daß er nichts, gar nichts für sich und sie habe. Die unbarmherzigen Feinde glauben ihm nicht. Sie achten nicht sein Alter, sie scheuen nicht sein weißes Silberhaar, das er mit Ehren trägt. Während stürmen sie auf den wehrlosen, schwachen Greis ein, ziehen und schleppen ihn in der Stube umher und schlagen mit den Kolben ihrer Flinten auf ihn ein. Ja, einer von ihnen legt dem alten Mann den Regen auf die Brust, um ihn zu durchbohren, wenn er nicht augenblicklich ihre wilde Habgier befriedige. Die andern stimmen wild jubelnd zu. Der alte Mann sieht seinen sicheren Tod vor Augen. Er neigt still das Haupt und bezieht seine Seele in die Hand Gottes. Der rohe, gefühllose Soldat, der mit seinem Regen schon die Kleider des Schullehrers durchstoßen hat, zieht ihn zurück und holt zu einem kräftigen Stoße aus, um dem Leben des alten Mannes ein Ende zu machen. Da wird wiederum die Tür aufgerissen. Ein hoher, schöner, stattlicher Offizier tritt herein. Er stürzt auf den Soldaten zu, entreißt ihm den Regen, zerbricht ihn und wirft ihm die Stücke vor die Füße. Dann hält er den Plünderer in einer dem Schullehrer ganz unverständlichen Sprache, aber mit gewaltiger Kraft eine erste und eindringliche Strafpredigt. Die Soldaten, die bei seinem Eintritt erschrocken waren, hören still und lautlos zu. Auf einen Wink ihres Vorgesetzten greifen sie eiligst ab und verlassen dann ganz beschelden und in guter Ordnung das bedrohte Schutzhäus.

Gruber und der Offizier waren allein in dem Stübchen zurückgeblieben. Der Fremde trat an das Fenster und sah hinaus, ob die Soldaten auch wirklich hinweggingen. Dann erst wandte er sich um. Der Mann war tief bewegt. Sein Angesicht glänzte wie in feierlicher Rührung. Seine Augen hingen wie beszaubert an dem alten Schullehrer.

„Eder Mann, mein Ketter und Wohlthäter“, rief Gruber nun aus, „ach, daß ich in Ihrer Sprache Ihnen danken könnte! Gott lohne es Ihnen, daß Sie einen armen Greis noch vor einem so jähmlichen und gewaltigen Tode gerettet haben!“

Der Offizier sah die Worte des Schullehrers nicht gehört zu haben. Er sah ihn unverwandt und unbeweglich an. Die hellen Tränen stürzten ihm aus seinen Augen und rannen über die gebräunten Wangen hernieder. Endlich breitete er seine Arme aus, fiel vor dem Greise nieder auf seine Knie und rief in reiner deutscher Sprache: „Vater Gruber, kennt Ihr Euren Jakob nicht mehr?“

Der alte Mann erschrak, wie vom Blitz getroffen. War es denn wirklich sein Traum und seine Täuschung, daß sein totgeglaubter, sein tiefbeweinter Pflegeknabe bei ihm war und die Arme nach ihm ausstreckte? Nein, es war kein Traum! Dies Angesicht und diese Stimme konnten nicht lügen. „Barmherziger Gott!“ rief der Greis in der Erschütterung der Freude, „Jakob, mein Sohn, mein geliebter Sohn!“ Und nun stürzten sich die beiden Männer in die Arme und weinten mit einander Tränen der herzlichsten Liebe und Freude.

Als Vater und Sohn die erste Freude des Wiedersehens mit einander getheilt hatten, da erzählte Jakob dem fragenden Greise die Geschichte seiner letzten fünfzehn Lebensjahre. Als er an jenem Morgen von seiner Herrschaft auf das benachbarte Gut geschickt worden war, war er auf seinem Wege in die Hände der französischen Soldaten gefallen. Der schöne, stattliche Jüngling hatte ihr Wohlgefallen erregt. Mit Gewalt hatte man ihn festgehalten und zum Soldaten gemacht. Ohne daß er seiner Herrschaft auch nur eine Zeile zukommen

lassen konnte, war er in das Innere von Frankreich hinweggeschleppt und in die Reihen des französischen Heeres gesteckt worden. Er hatte zuerst mit Widerwillen, dann mit Geduld und Demuth sich unter die Hand Gottes gebeugt, die ihn auf diesen Weg geführt hatte. Durch seine Tapferkeit war er dann allmählich von Stufe zu Stufe gestiegen und endlich Offizier geworden. So war er mit dem französischen Heere bei dem Ausbruch des Krieges nach Deutschland und auch nach Bayern gekommen. Aber, so werden die Axt tragen, hatte denn Jakob in dieser ganzen Zeit seinen alten Pflegevater und Wohlthäter vergessen? Warum hatte er nie an ihn geschrieben und ihn über sein Schicksal beruhigt? Nun, Jakob war nicht so unbedarft, als es scheinen mochte. Als er Soldat geworden und nach den ersten Hin- und Herbängen zur Ruhe gekommen war, hatte er sowohl an seine Herrschaft, als auch an den alten Gruber geschrieben. Nach einigen Wochen, da er keine Antwort erhielt, hatte er abermals einen Brief an seinen Wohlthäter abgeschickt. Auch dieser blieb unerwidert. Er hatte noch einmal geschrieben, und als auch der dritte Brief keine Antwort brachte, hatte er in seinem Herzen still getrunken. Alle seine Briefe waren nicht an den Ort ihrer Bestimmung gekommen. Die Schuld daran lag an der Unordnung und Unruhe, die die französische Revolution überall hindröckte und die namentlich auf die damals ohnedies noch sehr mangelhafte Posteinrichtung ihren Einfluß ausübte. Jakob war endlich auf den Gedanken gekommen, daß sein geliebter Pflegevater gestorben sei. Er hatte ihn von ganzem Herzen betrauert und beneidet. In dem unruhigen Treiben des Soldatenlebens und in dem Kriegsgelärm, in das er hineingerissen wurde, hatte er mit der Zeit seinen Schmerz überwinden lernen. Dennoch aber hatte er dem Pfleger und Wohlthäter seiner Kindheit ein warmes und treues Andenken in seinem Herzen bewahrt. Man denke sich nun seinen Jubel und sein Glück, als er den geliebten Pflegevater noch wider alles Erwarten am Leben traf und ihn sogar aus den Händen der mordlustigen Soldaten retten konnte.

Drei Tage lang blieb die Abtheilung des französischen Heeres in Albersweiler. Drei Tage lang konnten Vater und Sohn ihres Wiedersehens sich mit einander freuen. Der Major nahm natürlich die Häuser und Bewohner des heimatlichen Ortes in seinen kräftigen Schutz. Kein Haus durfte geplündert, niemand auch nur in geringster Ausmaß Eigentum beschädigt werden in irgend einer Weise gedrückt oder in den Schrecken des Krieges versetzt. Das ganze Dorf erntete nun den Segen der Wohlthat, die der wackere Schullehrer einst dem armen Bettelknaben erwiesen hatte. Jakob wich in jenen drei Tagen, so viel sein Dienst es ihm gestattete, nicht von seines Pflegevaters Seite. Er befuhrte mit ihm alle Orte, die ihm von seiner ständiger her lieb und teuer geblieben waren. Er erneuerte mit den jungen Leuten des Dorfes, die einst seine Schutzhäuser gewesen waren, die alte Bekanntschaft und Freundschaft. Endlich, viel zu früh für Vater und Sohn, waren die drei schönen Tage verstrichen. Der Befehl des Majors rief den Major und seine Soldaten aus dem stillen Flecken hinaus in das Getümmel des Krieges. Die Gegenwärtigen des ganzen Ortes begleiteten den braven Offizier und seine Soldaten bei ihrem Scheiden. Vater und Sohn umarmten sich noch einmal in herzlichster und wehmüthiger Liebe. Der alte Schullehrer dankte seinem geliebten Jakob mit stimmendem Händedruck auch für das Opfer seiner Liebe und Treue, wozu dieser seiner Not ein Ende gemacht und ihm einen sorgenlosen Lebensabend bereitet hatte. Endlich mußten sie sich von einander trennen und losreisen. Sie haben sich auch nie wiedergegesehen. Vater Gruber starb schon im nächsten Jahre. Er wachte nicht, daß ihm sein geliebter Pflegeknabe schon vorausgegangen war. Als die Sonne von Ansterlitz (am 2. Dezember 1805) das große Schlachtfeld mit seinen vielen Toten und Verwundeten mit ihren matten Strahlen beleuchtete, da lag auch der Major Gruber unter den Gefallenen, die es bedeckten.

Unschuld vom Lande.— Wie gewöhnlich die Großstädter sich doch ausbrüden! Sprach da gestern ein Herr in der Gesellschaft von der „Büchse einer Pandora“! Na, wenn man schon nicht „Hose“ sagen will, so bezeichne man das Ding doch mit „Beinkleid“!

— Erklärt. „Warum ist Du denn heute schon um 7 Uhr Abendstrot?“

„Ich bin um 9 Uhr zum Abendessen eingeladen.“

— Ein Borzug. „I wasch net, was schlechte ist: s Abdrinnen oder a Erdbeden.“

„Wasst, Razi, beim Erdbeden können s' Dir halt nix anhab'n!“

Die Alabasteruhr.

Stück von H. W.

In einem verdunkelten Zimmer, das niemand mehr seit länger Zeit betrat, war neben andern schönen und alten Sachen eine kostbare Standuhr unter einer Glode von Glas. Das gewölbte Gehäuse wurde auf seiner vierfachen Schale von alabasternen Säulen getragen, zu deren Füßen schlafend auf einem Hammer, feingliedrig, ein goldener Chronos lag. Seit Jahren hatte kein Mensch sie mehr ausgezogen; über dem bemalten Zifferblatt hingen die verrosteten Zeiger, sahm, beide über der Sechs. So stand sie denn unter der gläsernen Glode und wartete und schmeigte sich nach Jahren, die ihr sie liebesoll haben, warte, die den Schlüssel hätten, in ihr Inneres zu finden, und das Pendel wieder ins Schwingen bringen, daß sie mit den Zeigern wieder treten und klingeln konnte mit silberner Glode.

— Konntest doch hinter gebogener. Glase im Zifferblatt die alten Porzellane, wenn durch die verhängten Fenster, spitz, sich ein Sonnenstrahl zwängte, entzuckt all ihr Weisheit und Goldenes schimmern lassen, und jedes Stück des andern Spiegel sein. Wenn in entferntem Zimmer verhaltene Schritte den Boden erzittern ließen, erschauerte das Spinnet und summite leise mit den Säulen und träumte im Werklings von Glisondi und Tergen. Hatten nicht die Wurzeln auf den Regalen ihre freundschaft mit den Worten und gewonnen das Glück, zu hassen? Die Götterins an der Wand mit Zugbunden und schlanken Piquiers durften den Spinnen die feidenden Rege halten; die künstlichen Blumen um bunten Bänder konnten schmachend vergehen. Auf anderes legte sich wie aus Mitleid grauschimmernder Staub. Nur die Uhr unter der gläsernen Glode war allein und hatte nicht Liebe und Haß und wartete, schmeigte sich nach Jahren, die zart und liebesoll lassen.

„D geben zu können, klingen zu können, Mittel zu sein! Einem blonden Knaben, müde von Spiel und Glück, leis in den Schlaf zu tuden; unheimlich und gepenslich, wenn er ur: Mitternacht erwacht, zwölf Uhr zu schlagen! Ihm Morgenstern sein zu erneuter Freude und Wachen, oer abends ihn, wenn er am Fenster sitzt und nachdenklich ist, mit losem Schlagen zu erschrecken!“

Da wurde die Sehnacht der Uhr nach all dem Glück so groß, daß ein Schauer sie durchlief. Da — „mad“ sagte ein Mädchen im Rücken; einer Feder entglitt noch ein Keifchen Spannung, und die silberne Glode gab einen feinen und glücklichen Ton. In seligem Entzücken lauschte die Uhr, wie es im Zimmer lang. Aus dem Spinnet hob sich verträumt das hohe His und klang leise mit.

Wandlung.

Sie waren jung erst Mann und Frau, Da mußt er auf saß, für vierundzwanzig Stunden nur — wie war die Trennung hart!

Am Wahntage berzten sie sich lang, Der Zug hing noch nicht ein, Von neuem ging das süßen los: „Verabschiedung — das ist kein!“

Nach Jahren fuhr die Frau ins Bad Wie reichlich lange Zeit, Der Gatte gab ihr, weil's so Brauch, Zum Bahnhofs das Geleit.

Im Auf- und Abgeh's, harnten dort Des Tages stumm die Aue, „Verabschiedung“ schrie man oder an: „Verdammte Dummheit!“

— Gefährliche Wünsche. Er: „Nun, Schätzchen, was wünschst Du Dir zum Geburtstag?“ Sie: „Einen Flügel oder ein Auto.“

„Kind, Kind, beides ist sehr gefährlich; laufe ich Dir ein Auto, dann stirbst Du früher, laufe ich Dir einen Flügel, dann ich.“

— Durchschaut. Arzt (als dem Patienten das Knieen überkommt): „Gesundheit!“ Patient: „Sie wechelt!“

— Schwaucher Einwurf. Herr: „Was! Sie sind noch ein so junger Mensch und schämen sich nicht zu betteln?“

Bettler: „Mein Gott, ist das Betteln nicht schon an sich traurig? Soll ich nun etwa noch blind sein oder 'nen Budel haben oder gar Krüppel sein?“

— Einziges Mittel. Kunde: „Also die Dame, die so furchtbar falsch singt, wohnt noch immer neben Ihnen? Wissen Sie, da wär' ich längst ausgezogen.“

Geschäftsmann: „Was soll ich machen — ich habe noch fünf Jahre Kontrakt. . . oder ich lasse ihr jetzt Gefangensunterricht geben!“

— Im Zickzack. Witwe: „Zimmer wenn ich einen Blick am Himmel sel., muß ich an meinen seligen Waldemar denken.“

Freundin: „Wie? — war er so blendend schön?“

„Nein, das nicht. . .“

„Ach, es bligte bei ihm wohl von Esprit?“

„I wo — so kam er immer nachhause!“